



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 11 May 28, 1953

Köln: Bund-Verlag, May 28, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Einen Augenblick, bitte

Das geht jeden auf der Straße an, der unter dreißig Jahre alt ist

Die Eile, mit der die politischen Parteien kurz vor der Bundestagswahl Jugendprogramme verkünden, reizt direkt dazu, ironisch und boshaft zu werden. Doch heute wollen wir dies nicht tun. Dazu ist das Thema zu ernst, um das es geht.

Die „großen“ und vielen Versprechungen der Parteien sollen nicht als Maßstab genommen werden. Auch soll nicht unter der Lupe betrachtet werden, was die Parteien im jetzigen Bundestag von dem, was sie jetzt versprechen, schon hätten verwirklichen können. Darüber soll nichts gesagt werden.



„Er hat mein Tagebuch und will all meinen Freunden die Seiten verkaufen, die sie betreffen!“

Daß wir ohne Politik, ob sie gut oder schlecht ist, nicht auskommen und nur der, der politisch arbeitet, Einfluß auf die Politik hat, haben wir schon öfter unseren Lesern gesagt, aus der vollen Überzeugung heraus, daß die Jugend nicht beiseite stehen darf und Anteil am politischen Geschehen nehmen muß. Dabei haben wir niemals mit unserer Kritik an Parteien und Politikern zurückgehalten, die doch kaum wirklich etwas getan haben, um die junge Generation ins politische Leben zu ziehen oder ihnen am guten Beispiel Politik schmackhaft zu machen. Das soll jetzt anders werden. Man hat es ja versprochen. Aber denken wir nicht an die Erfüllung dieser Versprechen. Davor steht etwas, was viel wichtiger ist und woran die Parteien ihren guten Willen unter Beweis stellen können, der Jugend Raum zu geben.

Es ist die Frage: Wieviel Einfluß werden die Parteien der jungen Generation zubilligen, wenn es um die Kandidaten zum kommenden Bundestag geht, das heißt, wieviel junge Kandidaten werden an aussichtsreichen Stellen nominiert und damit die Möglichkeit haben, ins Parlament einzuziehen? Hier können die politischen Parteien zeigen, wie ernst es ihnen mit der Frage des politischen Nachwuchses ist und wie weit die Bereitschaft geht, die Jungen an der Verantwortung teilnehmen zu lassen. Hier liegt aber auch die Chance der Parteien. Denn in dem Maße, wie sie den Nachwuchs ins Parlament delegieren, wird man messen, wie ernst es ihnen mit der Verwirklichung ihrer Jugendprogramme ist. Danach wird auch die Stimmabgabe ausfallen.

Die Alten müssen verzichten

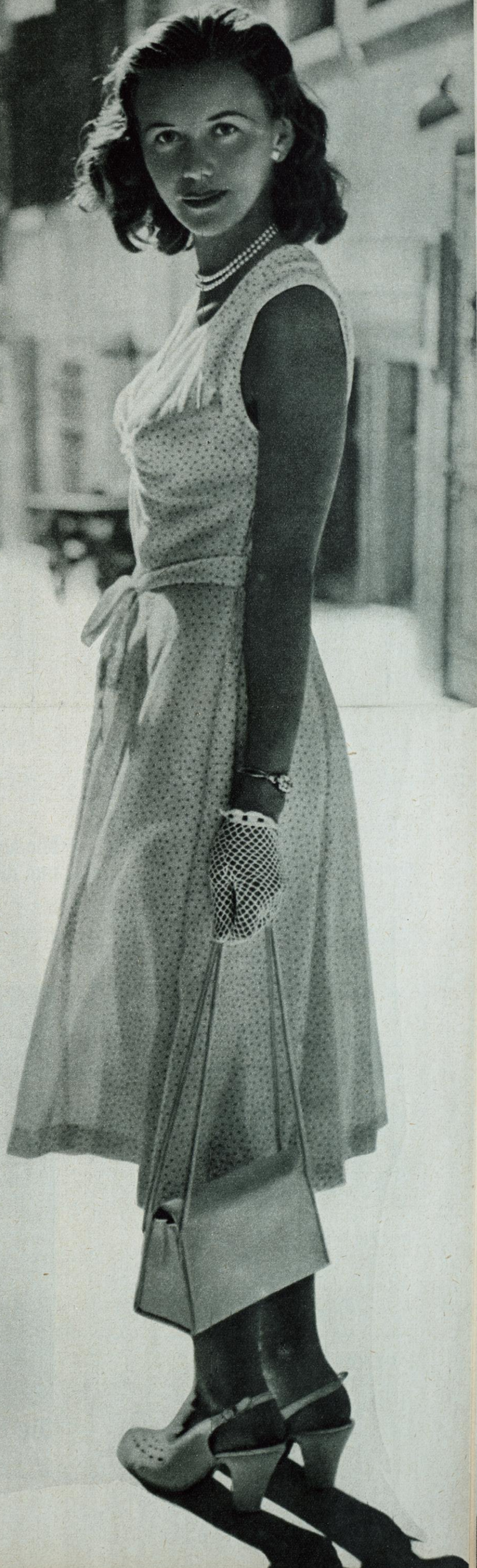
Es wird den Parteien nicht leicht fallen, so manchen mit Ämtern überlasteten Alten zum Verzicht zu zwingen. Aber die wahlberechtigte Jugend wird es als ein Stück Praxis der jetzt so stark betonten Jugendfreundlichkeit ansehen. Es liegt nun an den Parteien, der jungen Generation eine echte Chance zu geben. Es geht darum, das Vertrauen dieser Generation zur politischen Arbeit zu untermauern und Millionen junger Wähler davon zu überzeugen, daß es noch etwas mehr als Versprechungen gibt.

Junge Menschen haben einen wachen Sinn. Sie sind heute zu real, als daß man sie bluffen könnte. Man beweise, was man will, man zeige, was man tut, dann sind sie da. Mitgestalter und Mitträger von Jugendprogrammen.

Die Jungen müssen kommen

Und noch eines wollen wir sagen. Wir glauben und sind der festen Überzeugung, daß eine Verjüngung des Bundestages die festgefahrenen politischen Fronten wieder in Bewegung bringen wird und Politik für das Volk wieder zu einer Sache macht, an der man Anteil nimmt, um die man sachlich ringt und das Gefühl bleibt, dem Willen des Wählers wird Rechnung getragen. Was sich heute als politisches Schauspiel, mit Finessen, Großsprecherei, sachlichem Unwissen, Rechthaberei, Unduldsamkeit darbietet, dient dazu, jedem die Politik zu verleiden. Vor allem die Jugend nimmt immer weniger Anteil. Das ist etwas, was sich eine demokratische Ordnung nicht erlauben kann. Darüber müßte sich jeder verantwortliche Politiker klar sein. Daß das nicht der Fall ist, kann ruhig ausgesprochen werden. Es gibt eine Reihe namhafter Parteipolitiker, die klar erkannt haben, wohin die politische Entwicklung führt, wenn es in der jetzigen Form weitergeht. Sie wissen, daß nur neue und junge Kräfte diese üble Entwicklung aufhalten können. Die Parteien haben es in der Hand. Verschließen sie sich jungen politischen Kräften, dann bestimmen sie ihren eigenen Niedergang. HT

Zu unserem Bild: Der Fotograf Walter Guler erzählt: „Ein Mädchen dreht sich fragend nach mir um; die Häuser dahinter stehen geblendet.“ Der Fotograf fängt diese Atmosphäre: den Frühling





Existenzberechtigt

Eines ist jetzt klar und eindeutig bewiesen: daß ein Elefant so stark wie dreißig Männer ist. Das hat der indische Arbeitsminister dem Parlament ein für allemal klargemacht. Das Parlament hatte sich beschwert, daß in der Provinz Assam zwanzig Elefanten zum Straßenbau eingesetzt werden, und Aufschluß darüber verlangt, wie man dazu komme, solche kostspieligen Methoden zu ergreifen. Der Minister aber konnte den eifrigen Parlamentariern nachweisen, daß ein einziger Elefant so viel Erde festtrampeln kann wie dreißig Männer. Womit die Abgeordneten über die Existenzberechtigung der Elefanten beruhigt waren.

Aller Anfang ist schwer

... sprach der Dieb und stahl — ein Hausdach. In Herning (Dänemark) wurde wirklich ein Mann verhaftet, der im Verlauf einer Nacht sämtliche Ziegel vom Dach eines großen Hauses gestohlen und mit einem Lastwagen weggeführt hatte.



Catchen für Jugendliche verboten!

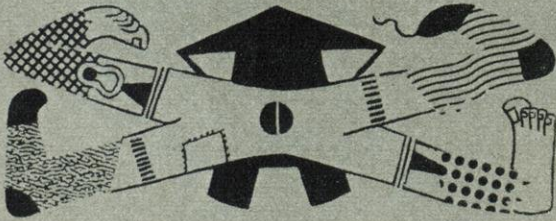
Das Bremer Stadt- und Polizeiamt hat Jugendlichen unter 18 Jahren auch in Begleitung Erwachsener den Besuch von Freistilringkämpfen (catchen) verboten. Die Catcher-Kämpfe könnten bei den Jugendlichen den Eindruck erwecken, als versuchten die Ringer, sich durch Roheiten und Grausamkeiten gegenseitig Schmerzen zuzufügen, heißt es in der Verfügung. In Bremen findet zurzeit ein Catcher-Turnier statt, an dem auch Peter Müller teilnimmt.

Finanzbeamte als Gärtner

Die Beamten des Stormarner Finanzamtes haben zum Spaten gegriffen und betätigen sich in ihrer Freizeit als Gärtner, um die 500 Quadratmeter großen Anlagen vor dem Finanzgebäude selbst herzurichten. Seit Fertigstellung des neuen Finanzamtes im Jahre 1950 liegen die Anlagen brach. Der Neubau kostete rund 800 000 Mark, aber für die gärtnerische Ausstattung der Anlagen wurden bisher keine Mittel bewilligt.

„Sockenmarsch“ in Apeldoorn

Vier Holländer aus Apeldoorn laufen demnächst dreißig Kilometer auf Strümpfen. Ihnen folgen zwei Notare im Auto. Es geht um die Wette zweier Strumpfhändler, von denen die eine behauptet, ihr Garn sei zwanzigmal stärker als das der anderen. Man könne auf diesen Socken dreißig Kilometer laufen, ohne sie zu beschädigen.



Bravo, Herr Konsul!

Das französische Konsulat in Bremen, an das sich häufig junge Leute wenden, um in die Fremdenlegion aufgenommen zu werden, übergibt jetzt diese Leute der Auswandererberatungsstelle in Bremen. In jedem Falle ist es bisher gelungen, diese jungen Menschen von ihrem Vorhaben abzubringen.

AUFWÄRTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH., Köln.

Ein Volksfest für den Kriegsverbrecher

Ein wahrer „Volksheld“, der ruhmbedeckt in seine Heimat zurückgekehrt ist

Der General von Manstein ist aus der Kriegsverbrecherhaft entlassen worden. Man weiß, welche Verbrechen ihm zur Last gelegt wurden.

Er galt als verantwortlich für die grausigen Massaker im Osten, für die Ausrottung von Tausenden von Juden, die unbarmherzigen Deportationen in die Gaslager, die Schändungen jüdischer Mädchen und Frauen und die Austilgung ganzer Dörfer in den meist von Juden besiedelten Gebieten Westgaliziens.

Erich von Manstein erklärte vor Gericht, daß diese viehischen Greuel zu Lasten der SS gegangen seien, und daß er nicht die Kompetenz gehabt habe, hier hindernd einzugreifen. Man bewies dem Feldmarschall im Prozeß das Gegenteil.

Aber sprechen wir nicht von dem Prozeß, sprechen wir vielmehr von dem peinlichen Echo, das von Mansteins Begnadigung ausgelöst hat.

Wäre er still und diskret in die Anonymität des Privatlebens zurückgekehrt, so würde man die großzügige Begnadigungsgeste ohne Kommentar registriert haben. Vielleicht mit einem Schulterzucken.

Aber in einem großen Boulevardblatt las man in marktschreierischer Aufmachung den triumphierenden Bericht über ein „Volksfest für Erich von Manstein“.

Und die Hamburger „Welt“ brachte auf der ersten Seite ein Bild, das einen gewissen beunruhigenden Geisteszustand in Deutschland unheimlich treffend illustriert: Eine schmetternde Musikkapelle mit Pauken und Trompeten, hysterisch winkende Frauen und inmitten dieses ungesunden Freudentaumels Erich von Manstein, befriedigt lächelnd, ein wahrer „Volksheld“, der ruhmbedeckt in die Heimat zurückkehrt.

Der Mann, der zumindest indirekt die Schuld am verzweiflungsvollen Sterben unzähliger Unschuldiger trägt, zieht unter den Freudenrufen seiner Mitbürger, geehrt und geliebt, an seinen Wohnsitz zurück. Diese unerfreulichen Mißtöne passen sehr wenig zu den ersten zaghaften Akkorden der Versöhnung mit dem Judentum, das noch immer den Tod seiner von den Nazis gefolterten sechs Millionen Brüder beweint.

Diese so taktlosen und provokatorischen Demonstrationen eines böswilligen Beharrens auf der absurden These der Kollektivunschuld sind es, die immer wieder auch die loyalsten und wohlmeinendsten Beobachter der deutschen Entwicklung an der jungen Demokratie in diesem an irritierenden Widersprüchen so überreichen Lande zweifeln lassen.

Minister Dr. Seehoß und die Lohnstreiks

Vor acht Tagen schrieb das „Handelsblatt“ in einer kurzen Bemerkung zu den Differenzen zwischen dem Bundesjustizminister und dem DGB, daß „weniger reden manchmal besser“ sei. Das Blatt fügte bei, die maßgebenden Männer des

öffentlichen Lebens sollten „unnötigen Wirbel“ vermeiden. Diese Ermahnung hat offenbar nicht sonderlich gefruchtet; denn wieder einmal hat ein Bundesminister in provokatorischer Weise gegen den DGB gesprochen.

Diesmal handelt es sich um den Bundesminister für Verkehr, Dr. Seehoß. Pressemeldungen zufolge wandte sich dieser am Sonntag in München gegen die Gewerkschaftspolitik.

Bisher genügte diesem oder jenem Bundesminister die parteipolitische Neutralität des DGB nicht. Einige von ihnen sähen die Gewerkschaften gar zu gern in der Politik auf das tote Gleis abgestellt. Jetzt möchte ihnen ein Bundesminister sogar Vorschriften über die Betätigung auf ihrem ureigensten Gebiet, nämlich dem der Lohnpolitik, machen. Zunächst muß da dem Minister mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß er sich nicht um Dinge kümmern möge, die ihn nichts angehen. Daneben aber ist seine betonte Stellungnahme zur Lohnfrage mehr als aufschlußreich.

Offenbar sind Herrn Dr. Seehoß die heutigen Löhne nicht nur ganz allgemein hoch genug, sondern bereits ein Dorn im Auge.

Das geht unmittelbar aus einer Äußerung hervor, die er am 12. April in Bremerhaven machte. Nach der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 13. April wandte er sich dort gegen den DGB, „der glaube, eine Lohnerhöhungsmaschine für seine Mitglieder zu sein“. Dem Minister sind also, wie sich immer wieder zeigt, die heutigen Löhne mehr als ausreichend. Deshalb auch sein Unwille gegen irgendwelche Streiks.

Eines fällt in diesem Zusammenhang auf: Dr. Seehoß bewertet die Leistung der Arbeiter und Angestellten nur sehr gering im Vergleich zu seiner eigenen wertvollen Arbeit. Er hat jährlich ein Minister-einkommen von 49 500 DM. Demgegenüber verdiente nach einer Statistik des Verbandes der Textil-Industrie von Westfalen im Nordhorne Gebiet, das unlängst bestreikt wurde, kein Arbeiter über 400 DM im Monat oder 4800 DM im Jahr. Jedenfalls sagt die Statistik darüber nichts aus. Das heißt also: Bundesminister Dr. Seehoß hat, wenn wir die Statistik als richtig annehmen, mehr als das Zehnfache des Einkommens des höchstbezahlten Textilarbeiters im westfälischen Gebiet. Dieses miserable Verhältnis ist nun dem Minister für die Arbeiter noch zu günstig. Er sagt sich vermutlich: Wenn ich schon 49 500 DM im Jahr verdiene, was brauchen da die Arbeiter mit einem Einkommen von 3000 bis 4500 DM zu streiken? So ist die Ministerlogik.

Wahlvorschriften wurden nicht beachtet

AUFWÄRTS-Reportage enthüllte unbeabsichtigt Mißstände — Eine Warnung für alle — Sonderbericht unseres nach Elzen entsandten Reporters M. Ph. Käser:

Kurz vor Redaktionsschluß mußte unser Reporter Manfred Ph. Käser zum zweitenmal nach Elzen (Westfalen): Die Wahlvorbereitungen mußten unterbrochen werden, weil Verstöße gegen die Wahlordnung vorlagen. Das wäre wahrscheinlich nie bekanntgeworden, wenn der AUFWÄRTS nicht in Nr. 10 eine ausführliche Reportage über diese Wahlvorbereitungen gebracht hätte. So kam der Stein ins Rollen. Unser Reporter berichtet jetzt aus Elzen:

Mein Empfang in Elzen war ein wenig anders als beim erstmaligen. Die von der Kandis GmbH. sind jetzt nicht gut auf den AUFWÄRTS zu sprechen. Aber die Reportage in Nr. 10 entsprach den Tatsachen. Diese Tatsachen aber ließen viele Kollegen aufhorchen. Briefe kamen aus allen Teilen Deutschlands: „Was ist denn bei denen los?“ Die örtliche Gewerkschaftsleitung griff ein. Kein Zweifel: Die Leute von der Kandis GmbH. hatten Fehler gemacht. Nun stehen sie etwas ratlos da. Ihre Wahlvorbereitungen wurden eingestellt, der Wahlvorstand aufgelöst, der Wahltermin verschoben. Was war geschehen? Laßt mich der Reihe nach berichten.

Die Panne begann schon mit dem „Rundschreiben“, das die Wahl ankündigte. Diese Ankündigung kann nur durch das sogenannte „Wahl-ausschreiben für die Wahl der Jugendvertretung“ geschehen. Es ist auch genau vorgeschrieben, was in diesem Wahlausschreiben enthalten sein muß. Vor allem sind die Termine genau vorgeschrieben. Man kann nicht einfach die Wahlvorschläge (Kandidatenliste) „bis übermorgen“ verlangen. Die Wahlvorschläge sind von den Wahlberechtigten vor Ablauf von zwölf Arbeitstagen seit Erlass des Wahlausschreibens beim Wahlvorstand einzureichen.

Das mit den 99 Wahlvorschlägen war ja für die Elzener eine saure Sache, und zweifellos ist es unsinnig, 99 Leute auf den Wahlzettel zu setzen, wenn der ganze Betrieb nur 123 jugendliche Wahlberechtigte hat. Aber der alte Schmitt durfte (der hätte das eigentlich wissen

müssen) nicht einfach den Bleistift nehmen und 90 davon ausstreichen. Außerdem war nun ein Mann zuwenig auf der Kandidatenliste. Es müssen mindestens doppelt so viele sein wie die Zahl der zu wählenden Betriebsjugendvertreter. Außerdem ist es ein Irrtum, daß der Wahlvorstand nicht auch zur Wahl aufgestellt werden kann. Auch der Wahlvorstand kann gewählt werden, wenn die übrigen Bedingungen erfüllt sind.

Zum Ende erfuhr ich dann noch, wie diese Panne passieren konnte. Die Kollegen der Kandis GmbH. hatten zwar das Betriebsverfassungsgesetz, aber nicht die entsprechende Wahlordnung zur Hand. Hier ist genau festgelegt, wie die ganze Wahlvorbereitung abzurollen hat: Wahlvorstand bestellen, spätestens drei Tage danach erste Sitzung des Wahlvorstandes, Erlass des Wahlausschreibens einen Monat vor dem ersten Tag der Stimmabgabe, Einreichung der Wahlvorschläge, Gültigkeit der Wahlvorschläge prüfen, Stimmtzettel, Wahlumschläge, Wahlurnen usw. besorgen bzw. herstellen, Wahlhelfer bestellen, Bekanntmachung der Wahlvorschläge. Dann ist der Tag der Wahl, und auch danach gibt es noch eine Menge zu tun.

Also: Macht es besser als die Kollegen von der Kandis GmbH. und besorgt euch erst die nötigen Unterlagen. Eifer ist ganz schön, aber blinder Eifer schadet bekanntlich.

Im übrigen: Im Bund-Verlag ist eine Formularemappe herausgekommen, die euch für DM 2,— vieler Sorgen enthebt.

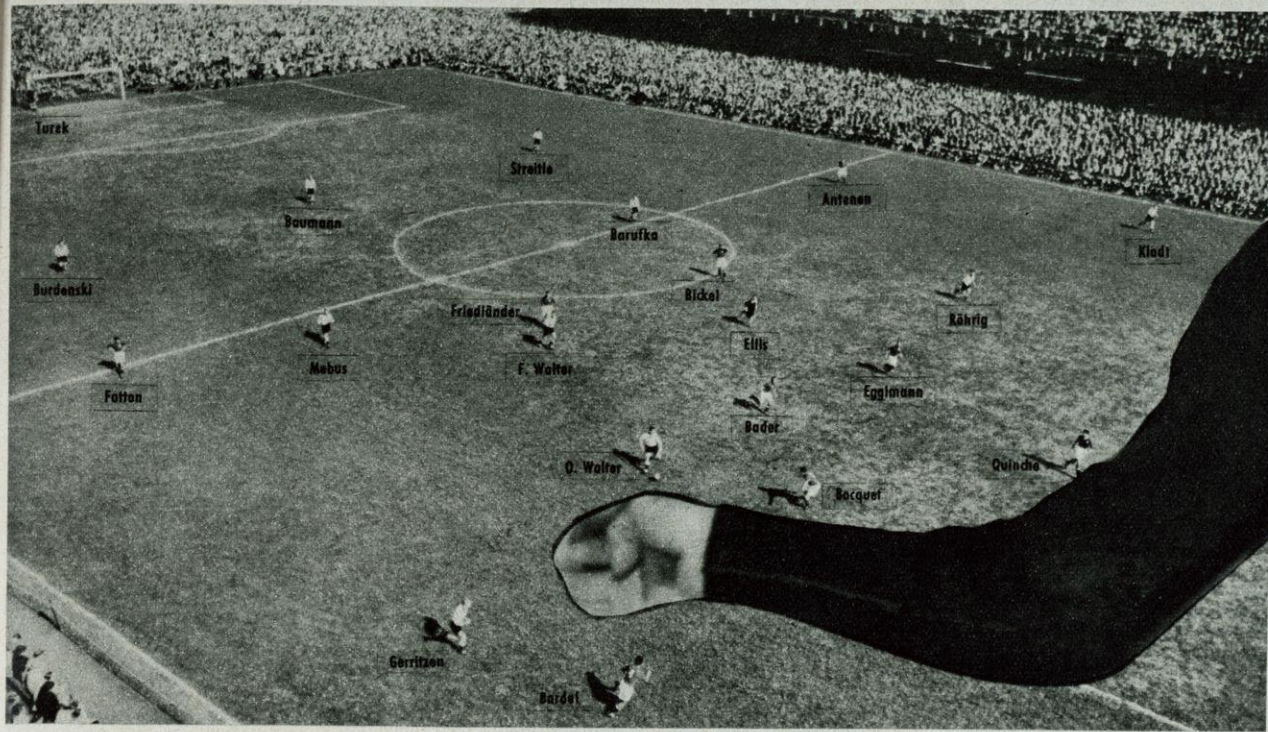


Die fleißige Sünderin

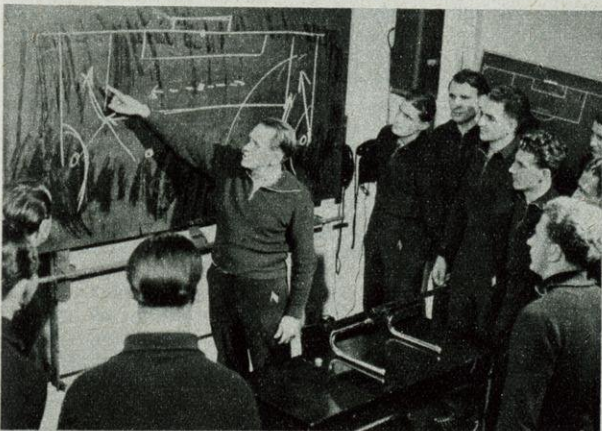
Unter dieser Überschrift setzt sich die Zeitschrift „Gegenwart“ mit Hildegard Knef auseinander. Es heißt dort u. a.: „Man möchte die Personen kennen, die uns mit allen Mitteln der modernen Werbung dazu zwingen wollen, Fräulein Knef für eine große Künstlerin zu halten... Der Einwand liegt nahe, daß die absolute Leere, die das Gesicht der Darstellerin darbietet, genau die Leere unserer Zeit widerspiegelt und darum ihre Bedeutung habe. Aber es ist ein Unterschied, ob ein Gesicht leer ist oder Leere darstellt.“

Foto: Seeger

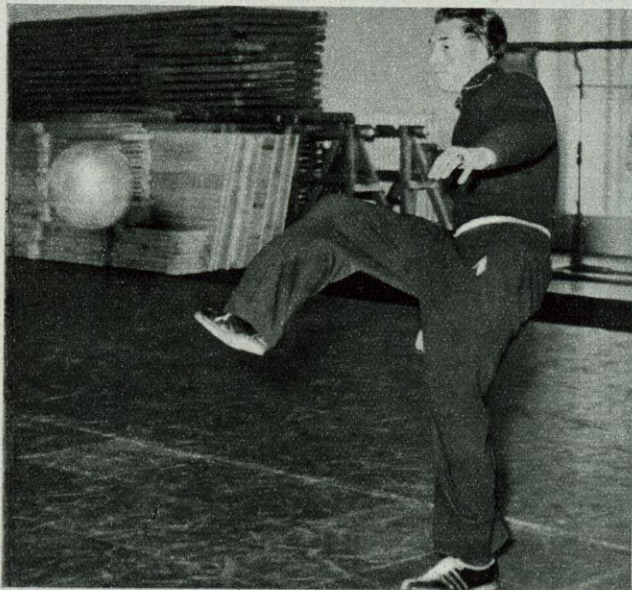
Das Geheimnis ihres Erfolges



Diese in ihrer Anschaulichkeit einzigartige Luftaufnahme gelang unserem Fotografen wenige Minuten nach Beginn des Länderspiels Schweiz — Deutschland in Zürich, als er einen der großen Beleuchtungstürme des Hardtturnsportplatzes erklimmen hatte. Die Aufnahme beweist klar, wie schwer es der deutsche Sturm hatte, den berühmten Riegel zu durchbrechen, der sich bei jedem seiner Angriffe formierte. Im Augenblick des Schnapsschusses sind gerade die nach hinten eilenden Bader (Halblinks) und Eggimann (Mittelläufer) dabei, den Riegel zu vervollständigen. Otmar Walter hat den Ball von seinem Bruder Fritz zugepaßt bekommen und schaut sich nun nach seinen Nebenleuten um. Nach bewährter Riegeltaktik wird er von Bocquet vorerst nicht angegriffen, der ihn damit dazu verleiten will, sich im Riegel festzurennen. Tatsächlich hielt dann Otmar den Ball auch zu lange am Fuß, und als dann sein Paß kam, konnte die Schweizer Abwehr, die mit sechs Mann gegen vier deutsche Stürmer stand, klären. Der Riegel war effektiv zugeschnappt. Nicht immer klappte es so gut, vor allem dann, wenn der deutsche Innensturm den Ball im Mittelfeld laufen ließ und der Schweizer Abwehr keine Zeit zur Formierung des Riegels ließ. Man beachte, daß die Schweiz mit Bader und Eggimann praktisch zwei offensive Mittelläufer im Feld hatte, während der rechte Verteidiger Quinche die Aufgabe des Stoppers beim WM-System erfüllte. Bei den schweizerischen Gegenangriffen pflegten dann wieder Bader und Eggimann in ihrem eigenen Sturm aufzutauhen, so daß die Eidgenossen meist mit sechs Mann attackierten.



Schon an der Tafel (siehe Bild oben) werden die Spiele gewonnen. Der große Taktiker und Bundestrainer Sepp Herberger hat uns ausnahmsweise auch einmal am Schulunterricht der Nationalmannschaft teilnehmen lassen. Auch das Länderspiel gegen die Schweiz (siehe oberes Foto), das immer beispielhaft sein wird für die deutsche Mannschaft, wurde in Wirklichkeit auf Herbergers Schultafel gewonnen.



Theorie genügt nicht. Training, Training und nochmals Training steht über dem Alltagsleben der Nationalspieler. Fritz Walter (links) ist mit seinen 31 Jahren und 32 Länderspielen der Kapitän der Mannschaft. Max Morlock (links oben) wurde von uns in einer ziemlich ungewöhnlichen Stellung fotografiert. Erich Schanko (oben), der Älteste der Mannschaft und ehemals Bergmann, macht keine Freudenhüpfen: er trainiert wie seine anderen Kollegen. Kritischer Zuschauer ist Bundestrainer Herberger, jetzt 55 Jahre alt, bis 1937 selbst Nationalspieler. Herberger ist das Herz der Mannschaft. Er liebt sie, er lenkt sie ... hst



Biste verheiratet? Haste Kinder?

Ich blickte von meiner Straßenbahnplattform gerade in die Fenster einer Zeitungsfiliale, vor der eine dichtgedrängte Gruppe stand und den Aushang studierte. In dieser Minute war das Neueste herausgekommen: die Seite mit den Stellenangeboten. Eben jetzt sah ich zwei Männer sich von der Gruppe lösen und auf ihre Räder aufsitzen. Ein Dreißiger mit flottem blau-rottem Hemd und ein Fünziger mit grauem Haar warteten startbereit, und als das Freifahrtssignal kam, flitzten sie davon. Es dauerte eine Weile, bis wir sie eingeholt hatten. So entschieden traten sie die Pedale. Sie fuhren Seite an Seite. Gerade als wir sie erreichten, konnte man den Älteren fragen hören: „Und wohin fährst du jetzt?“ — Der Jüngere: „Lange Straße.“ — Der Ältere, mit einem besorgten Mustern von der Seite, einem genauen galgenhumorigen Forschen wie über eine Brille hinweg: „Dann bist du auch gelernter Möbeltapezierer?“ Ja, auch gelernter Möbeltapezierer. Auch Bewerber um die freie Stelle in der Langen Straße. Dumme Geschichte, nicht wahr? Kein Lustspiel

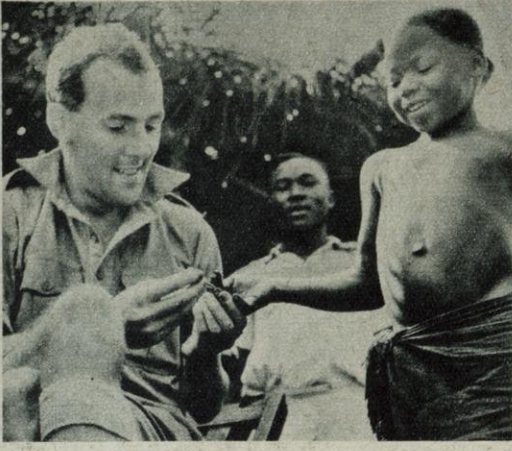
da neben mir auf den Rädern! Dieselbe Anzeige hatte sie in Fahrt gesetzt. Knappe Worte flogen hin und her, aber der Straßenlärm verschluckte sie, und schließlich blieben wir ein Stück hinter ihnen zurück, vielleicht, weil der Fahrer etwas gebremst hatte, wahrscheinlicher aber, daß die Männer noch verbissener ihre Pedale bearbeiteten. Hundert Meter danach hatten wir sie wieder eingeholt. „Letzte Woche war es gerade ein Vierteljahr. Und wie lang du?“ „Fünf Monate“, sagte der Grauhaarige. — Von der Dauer ihrer Stellungsuche war die Rede. Fünf Monate! Jetzt blieb es eine Weile still zwischen ihnen. Es schien mir, daß hinter der schmalen, sonnenverbrannten Stirn des Blondköpfigen ein Gedanke arbeitete, ein Entschluß sich vorbereitete. Die Räder surrten; man fühlte es. Da: der Entschluß! Ich möchte schwören, ein Seufzer begleitete ihn: „Weißte, dann fahr du! Du wartest schon länger.“ Das Rad des Jüngeren blieb zurück. Dem andern gab es einen freudigen Ruck, er rief etwas Unverständliches und sauste davon.

Schon nach ein paar Metern aber bremste er und tat es so scharf, daß beide gleich wieder auf derselben Höhe waren. Etwas unsicher, die Führung nur einer Hand anvertrauend, langte der Ältere nach einem großen blauen Tuch und trocknete sich die Stirn. „Biste verheiratet?“ fragte er. Nicken antwortete ihm. „Haste Kinder?“ Noch ein Nicken. „Wie viele denn?“ Drei waren's. „Gut“, der andere, „fahr du!“ Mehr sagte er nicht, nur das, und er wendete sein Rad. „Mensch!“ brüllte der blasse Blonde, „danke!“ Er trat ins Pedal und flitzte, den Körper nach vorn gestoßen, die Straße davon. Bald lagen wir weit zurück. Hans Aue



PAUL SENN † Unser bester Bildberichterstatter ist tot. Paul Senn, dem der AUFWARTS großartige Reportagen verdankt, starb in der letzten Aprilwoche in Bern. Aus allen Teilen der Welt sandte er uns seine Bildberichte. In Italien fotografierte er für uns die er-

regende Geschichte des Volkshelden Gino Lucretti, in Hollywood spionierte er für uns in den Filmateliers, in Mexiko entstand das „Interview mit einem Vulkan“, in den kanadischen Indianerreservaten war er ein Freund der Rothäute, in Quebec fotografierte er die Kinder der berüchtigten Bettlerstraße ... Im letzten AUFWARTS stand sein letzter Bildbericht: „Sinfonie für zwei Dirigenten.“ Wir haben sie veröffentlicht, als er schon tot war. Und das ist für uns unbegreiflich, daß seine Postkarten, seine freundlichen Grüße, die er uns von all seinen Reisen schrieb, nicht mehr kommen sollen. — Er liegt in Bern begraben, in seiner Heimat. Er wird nicht mehr zu uns kommen, keine Witze mehr erzählen, kein Bier mehr mit uns trinken, keine Fotos mehr in Köln machen. Er kam nicht oft zu uns. Wir verständigten uns brieflich. Aber wenn er in Köln war, dann sagte er: „Diese Ruinenlandschaft, man müßte sie einmal richtig fotografieren. Ihr in Deutschland wißt ja gar nicht mehr, wie unheimlich diese Häuserskelette sind. Ich werde sie einmal fotografieren ...“ Er hat sie nicht fotografiert. Er ist von uns gegangen. Wir werden weiter seine Fotos veröffentlichen. In seinen Berner Archivschränken liegt die ganze Welt verborgen. Die lebendige Welt des toten Paul Senn. Fl.



Bei den Suaheli geht die Schlafkrankheit um. Immer noch fallen ihr Hunderte von Eingeborenen zum Opfer, obwohl das längst nicht mehr nötig wäre. Die moderne Medizin weiß diese tückische Krankheit seit Jahren mit Erfolg zu bekämpfen. Aber aus dem Kampf gegen die Krankheit — der längst gewonnen ist — ist ein Kampf gegen die rückständigen Sitten geworden. Die Medizin des amerikanischen Hilfsprogramms steht bereit, aber die Frauen lassen sich keineswegs die helfende Spritze geben. „Es gehört sich nicht!“ Nur allmählich überwinden die Frauen ihre alten Anschauungen und gehen zum weißen Arzt.

Im Völkergemisch Ostafrikas vollzieht sich eine Wandlung — Neger-, Halbblut- und Mohammedanerfrauen ändern sich unter dem Einfluß der Weißen — Fotos: Seeger

Die Wandlungen Evas



Ein seltenes Bild: Eingeborene Frauen baden. Normalerweise waschen sie sich nicht einmal. Die Folgen für die Gesundheit kann sich jeder vorstellen. So steht im Hilfsprogramm für den Schwarzen Kontinent vor dem Heilen — noch mehr als sonst irgendwo — die Aufklärung. Mühselig müssen jahrhundertalte Vorurteile bekämpft werden. Nicht immer sehen die Eingeborenen ein, daß der weiße Mann es gut mit ihnen meint. Ungeheure Vorarbeit war nötig, ehe das hier möglich war: Baden und hygienische Kleider.



Wäsche waschen ist ein unvorstellbarer Fortschritt. Früher hielten die Eingeborenen ihre Kleider am Leib, bis sie vor Schmutz und Alter auseinanderfielen, ein Herd für Krankheit und Ansteckung. Langsam, sehr langsam wandeln sich die afrikanischen Frauen.



Die gewandelte Eva im Straßenbild einer Küstenstadt. Hier ist man schon aufgeschlossener. Hier sieht man schon öfter junge Mädchen ohne Schleier, Mädchen in nicht gerade sehr modernen, aber doch sauberen, zumindest aber hygienischen Kleidern.



Aufdem Lande ist es noch nicht soweit. Die Frauen lassen noch nicht von ihrem Schleier. In dem unendlich großen, weitverzweigten Territorium sind die Aufklärungsarbeit und der Kampf für Fortschritt und Kultur am allerschwierigsten und verlangen Geduld.



Die Menschenrechte sind noch nicht bis in jene Ecke der Erde vorgedrungen. Jahre werden noch vergehen, bis die Aufklärungsarbeit endlich Früchte tragen wird. Dann wird es eines Tages nicht mehr solche menschlichen Wracks geben wie diese Frau.

Mein Fräulein Tochter ist erst siebzehn!

Herr Müller hat eine Tochter, die Tochter einen Freund, der Freund einen schlechten Einfluß auf die Tochter, der Vater einen schlechten Eindruck von dem Freund. Grund genug, allerseits betrübt zu sein. „Junger Mann“, sprach daher Herr Müller, „Sie machen mir Kummer.“

„Ei, wieso?“ bemerkte dieser. „Ich wünsche lediglich, daß Ihr Fräulein Tochter nach Hannover zieht. Ich habe dort eine gute Stellung für sie gefunden.“

„Ach“, sagte Herr Müller verblüfft, „weiter wünschen Sie nichts? Das ist ja großartig. Mein Fräulein Tochter ist übrigens erst siebzehn Jahre alt.“

„Ein sehr sympathisches Alter, nicht wahr!“ pflichtete der junge Mann fröhlich bei.

„Herr!“ rief Herr Müller, „ich verbiete Ihnen, dem Kinde nachzustellen. Ich wünsche vor allen Dingen nicht, daß Sie meine Tochter weiterhin mit Briefen belästigen!“

„Das kann ich leider nicht versprechen“, entgegnete der Jüngling wahrheitsgemäß. Da letzteres Müller die Sprache verschlug, ließ er das Gericht sprechen. Und das Gericht sprach: „Herr Müller hat als Vater seiner Tochter kraft der elterlichen Gewalt nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, für die Person des Kindes zu sorgen. Diese Sorge umfaßt das Recht und die Pflicht, es zu erziehen, zu beaufsichtigen und seinen Aufenthaltsort zu bestimmen. Die Erziehungsgewalt gibt dem Vater nicht nur ein Recht gegen das Kind, sondern gegen jeden Dritten, der sich mit ihr in Widerspruch setzt. Sie umfaßt insbesondere das Recht der Beaufsichtigung und Regelung des persönlichen und schriftlichen Verkehrs des Kindes mit Dritten wie überhaupt ganz allgemein das Recht, über den Verkehr des Kindes mit anderen Personen geeignete Bestimmungen zu treffen. Der junge Mann hat durch sein Verhalten das Müllersche Recht an seiner Tochter verletzt, und da auch die Gefahr besteht, daß er solches fernhin tun werde, wird ihm hiermit verboten, sich weiterhin unmittelbar oder brieflich mit Fräulein Tochter in Verbindung zu setzen.“

„Und da spricht man immer von Verständnis für die Jugend. Alles Gerede!“ knurrte der Jüngling und zog sich erbittert zurück.

A. M.

Urteil des Landgerichts Hannover vom 5. Januar 1949.

Das Erlebnis am Brenner

Der Italienerexpress war schon in München überfüllt, und als in Innsbruck erbarungslos zwei Wagen abgehängt wurden und die Reisenden aus ihnen sich noch in den vorderen Zugteil hineinzwängen mußten, glichen seine Wagen neun Sardinienbüchsen auf Rädern. Der Aufenthalt am Brenner dauerte reichlich anderthalb Stunden. Man hatte die Wagentüren abgeschlossen und so mit ein paar Handgriffen die Ähnlichkeit des Zuges mit einem Gefangenentransport noch gesteigert. Paß-, Zoll- und Devisenkontrolle: die Beamten, ebenso übelgelaunt wie die Reisenden, zwängen sich durch das mörderische Gedränge. Zum siebten Male zeigt man seinen Paß, zum fünften Male versichert man naturgemäß, nichts Unerlaubtes an Geld oder Gut bei sich zu haben. Die Sinnlosigkeit der Zeremonie ist vollkommen augenscheinlich. Jeder hätte aussteigen und einzeln geprüft werden müssen, hätte man auch nur die Fiktion einer wirklichen Kontrolle aufrechterhalten wollen. Das hätte dann wahrscheinlich fünf Stunden gedauert.

In einem Abteil dritter Klasse sitzt ein Münchner Student am Fenster, ihm gegenüber eine Münchner Kommilitonin. Mit dem Idealismus der Jugend fahren sie ihrem ersten Italienerlebnis entgegen. Mit dem Idealismus der Jugend erzählt er der jungen Dame von seinem Glauben an das Vereinigte Europa und von seiner Arbeit in der Europäischen Bewegung. Das Besondere dieses humoristischen Vorgangs zeigt sich in dem nachfolgenden Gespräch, und ein Dutzend Meinungsfragen könnten es nicht deutlicher zeigen. Die Grenzen von heute werden nicht mehr als etwas vielleicht Lästiges, aber trotzdem doch Sinnvolles empfunden, sondern als etwas Überaltertes, was aus Großvaters Zeiten mitgeschleppt wird, heute aber fehl am Platze ist. Europa ist nicht ein Ideal, sondern das für unseren Lebensstil Selbstverständliche, und die alten Grenzen sind ein Anachronismus.

So mag es vor fünf Vierteljahrhunderten gewesen sein, als der Deutsche Zollverein die Schlagbäume zwischen den deutschen Ländern zum Fallen brachte und man im Rahmen Deutschlands zu leben begann,

ohne deshalb aufzuhören, ein Bayer oder ein Sachse zu sein. Es ging damals nicht darum, der Zeit vorauszuweichen, sondern darum, nicht hinter ihr herzuinken. Das ist auch heute der springende Punkt. Es geht auch heute nicht darum, etwas Neues zu schaffen. Es geht vielmehr darum, etwas Altes abzuschaufen, was zu unserer Zeit schon längst nicht mehr paßt.

Gäste bringen Wanzen

Im Hotel „Bristol“ (in Warschau) wurde alles in Ordnung befunden. Im Hotel „Polonia“ hatte die Kontrollkommission einige Mängel zu beanstanden. Unter anderem sind dort die hygienischen Verhältnisse als unzureichend befunden. Über das Thema Wanzen, die ausgerechnet im „Monat der Reinlichkeit“ in zwei Zimmern gefunden wurden, wickelte sich zwischen der Kontrollkommission und den Vertretern der Direktion des Hotels folgendes Gespräch ab:

„Das sind nicht unsere Wanzen, die haben die Gäste mitgebracht.“

„Wieso wissen Sie das?“ fragten die Mitglieder der Kommission.

„Natürlich können wir das nicht nachweisen.“

„Warum verleumdete Sie dann die Reisenden?“

„In Hinkunft“, empfahl einer aus dem Hintergrund, „wird man Auseinandersetzungen dieser Art am besten dadurch aus dem Wege gehen können, daß man eine Wanzenkartei anlegt, damit man weiß, ob es sich um einheimische oder zugereiste Wanzen handelt.“

(„ZYCIE WARSZAWY“, Warschau, 11. April 1953)

Max!

Die Wolltuchfabrik Müller ist an der Ausbildung des Facharbeiternachwuchses sehr interessiert, und die Jungen, die ein Lehrverhältnis als Wollstoffmacher eingegangen sind, werden an allen vorhandenen Maschinen ausgebildet.

Daß bei den Lehrlingen auf den Unfallschutz besonders geachtet werden muß, ist klar; denn gerade junge Menschen haben das Bestreben, alles zu erforschen und auszuprobieren. Sie sehen die Gefahren nicht, die ihnen bei der Bedienung der Maschinen drohen. Besondere Aufklärung in bezug auf Unfallschutz ist darum in den Ausbildungsplan eingebaut.

Max, einer der lebendigsten Lehrlinge, wollte es nie wahrhaben, daß Vorsicht der beste Unfallschutz ist. Ihn störten besonders die Schutzgitter an den Maschinen, die die Zahnräder verkleiden, wie es die Unfallschutzvorschrift vorschreibt. Als er in der Spinnerei an der Vorgarnkrepel arbeitete, wurde ihm, da hier viel Zahnräder in Bewegung sind, ans Herz gelegt, seine Neugierde zu zähmen und nicht mit den laufenden Zahnrädern zu spielen. Treuherzig und mit dem Kopf nickend schaute er dem Lehrmeister bei der Belehrung ins Gesicht.

Alles ging gut — doch eines Tages kam er mit schlotternden Knien an, hielt mit der linken Hand seine rechte und jammerte: „Meister, Meister, meine Hand!“ Was war geschehen?

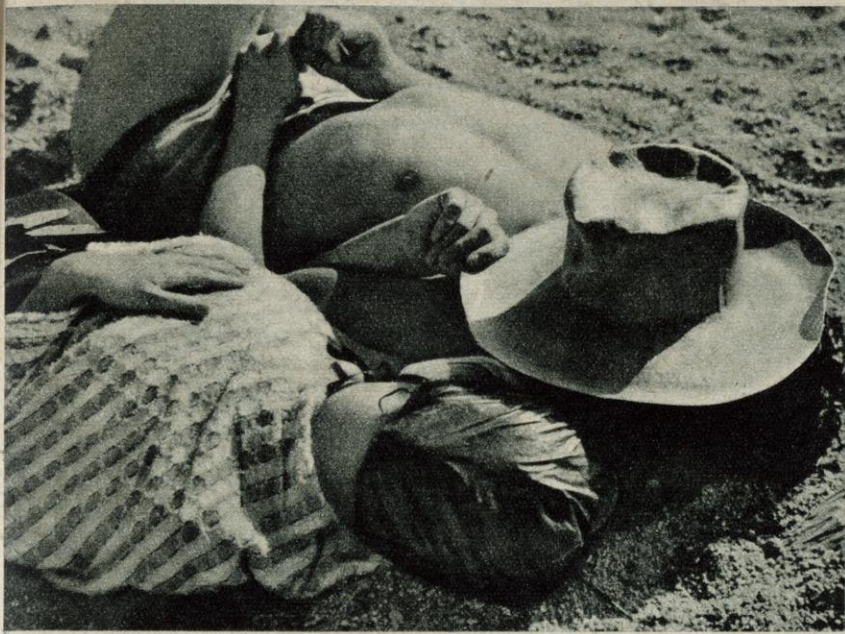
Max, in seinem Drang, alles zu erforschen und näher anzusehen, hatte ein Schutzgitter gelöst, um das Kämmen der Wechselräder besser beobachten zu können. Dabei hatte er seine Finger den Wechselrädern zu nahe gebracht. Rücksichtslos faßten sie zu. Der Zeigefinger war in das Getriebe hineingekommen, wurde zerquetscht und blutete natürlich arg. Doch hatte Max noch Glück . . .

Nach sechs Wochen ärztlicher Behandlung war der Finger geheilt, er war allerdings etwas gespalten, und diese Spaltung wird Max sein Leben lang behalten.

Vorsicht ist tatsächlich der beste Unfallschutz. Jetzt wußte es auch Max. H.

Die Wahrheit über die fünf Opfer

Keine Angst, der Herr in Sepplhosen wird schon nicht singen wollen. Er kann seine Zeche in bar bezahlen. Denn er ist — ein Textilkauflmann aus dem Ruhrgebiet. Von Mägdelein und Bösewichtern hat die alte Dame einmal geträumt, als sie noch ein junger Backhsh war. Und das ist schon lange her. Sie ist Rentnemplängerin und will auf ihre alten Tage noch ein bißchen Sonne einfangen. Ans Aussterben denkt sie allerdings noch nicht. Was der Mann mit dem Schnurrbart mit Gary Cooper und Willi Birgel zu tun hat, ist, daß er sie sich schon einmal im Kino ansieht. Er ist Spanier, lebt in Deutschland und importiert Südrüchte. Der Mann, der „bestimmt auf einem Büro“ sein soll, hat vor nichts größere Angst als vor — einem Büro. Er ist Maler. „Denn“, sagt er, „richtige Künstler sehen meistens aus wie normale Menschen.“ Und dem „eingebildeten Laffen“ haben Ruth und Inge sicher unrecht getan. Er ist ein glücklich verheirateter Familienvater — und im übrigen der Besitzer des Gartencafés, in dem Ruth und Inge ihre Studien machten.



Unter Kalles Chinesenhut hatten sie gealbert, Fratzen geschnitten und sich geküßt.

Mein Vetter Kalle

Aus dem Alltag meines Magdeburger Vetters, aufgeschrieben von Peter Baum

In Magdeburg habe ich einen Vetter. Dieser Vetter sieht so aus, als hieße er Kalle. Er hat aber einen langweiligen altdeutschen Namen — doch der tut hier nichts zur Sache. Ich nenne ihn Kalle, weil ich mir einbilde, daß jemand, der nicht sehr groß ist, Sommersprossen und ein Kreuz wie ein Doppelspind und außerdem eine Himmelfahrtsnase hat, Kalle heißen muß.

Diesen Kalle habe ich in den letzten Jahren viermal besucht. Außerdem hat er mir oft geschrieben. Manchmal hat er Briefe geschickt. — Ich kenne meinen Kalle sehr gut. Obwohl er weder ein „Volksfeind“ noch ein „Saboteur“ ist, will ich auch seinen richtigen Familiennamen nicht nennen. Besser, wenn in Magdeburg niemand weiß, daß ein Vetter den anderen Vetter in die Karten gucken ließ. Besser so für Kalle Springer, der gar nicht Kalle Springer heißt, aber genau so lebt und denkt und Stuß macht, wie es hier aufgeschrieben steht.

Das Haus hat vier Stockwerke und ein Notdach aus Blech. Vor ein paar Tagen bekam es endlich die neue Tür verpaßt. Das Treppenhaus ist allerdings noch immer ohne Putz. Und die Lokustüren auf den Etagen sperren auch noch. Bei feuchtem Wetter stinkt es im Treppenhaus — vor allem nach Urin.

Früher, als das Haus noch Dachfenster hatte, konnte man von dort aus Schleppekähne die Elbe hinabziehen sehen, obwohl fünf Wohnblöcke zwischen Haus und Fluß standen. Diese fünf Wohnblöcke von Magdeburg-Cracau liegen heute genau wie hundert andere.

Das Haus wird um fünf Uhr morgens lebendig. Um fünf Uhr rappelt der Wecker bei Lehmann, 1. Stock, um fünf Uhr fünfunddreißig bei Springer, 3. Stock. Um sechs Uhr klappt der alte Lehmann geräuschvoll die Wohnungstür hinter sich zu, geht noch einmal auf den Etagenlokos und schlägt sich das Wasser ab, macht sich dann auf den Weg zu seinem Werk, zum „Volkseigenen Fahlberg-List Chemiewerk, Magdeburg“. Um sechs Uhr fünfzehn zieht

Helga Springer, Arbeiterin in einer privaten Stärkemittel- und Puddingpulverfabrik ohne Prädikat, sachte die Tür hinter sich zu, damit ihr Bruder Karl, genannt Kalle, noch genau 15 Minuten ungestört pennen kann.

Kalle erwacht:

Kalle Springer, Jahrgang 33, 1,76 Meter groß, graue Augen, brünettes Haar, Leberfleck auf der linken Wange, Kalle Springer schläft auf einem Luftschutzbett mit Seegrasmattmatze, drei Woldecken und einem Laken winters, nur mit dem Laken sommers, und prinzipiell völlig nackt zu jeder Jahreszeit. Wenn die Arbeiterin Helga Springer im Sommer um sechs Uhr fünfzehn die Wohnungstür hinter sich zuzieht, blicken bereits zehn Augenpaare auf den schlafenden-Kalle.

In welcher Lage Kalle auch immer erwacht — stets wälzt er sich mit geschlossenen Augen auf den Rücken. Wenn er dann die Augen

öffnet und den Kopf ein wenig nach links wendet, dann begegnet er den klugen Augen W. I. Lenins, des Meisters der bolschewistischen Revolution, dessen Augen von der gegenüberliegenden Wand unentwegt auf den Kommunisten Kalle gefichtet sind. Den Kopf etwas nach rechts gedreht, treffen sich Kalles Augen mit denen J. W. Stalins, die auf den „Agitprop-Betriebsgruppenfunktionär der SED“, Kalle, fast spöttisch herabschauen. Von der Querwand aber blicken Erich Honnecker, Führer der FDJ, auf den Jungaktivisten Kalle. Der Präsident Wilhelm Pieck lächelt auf den Inhaber des Schießsportabzeichens, Kalle, herunter, und der bärtige Karl Marx auf den Wochenend-Marx-Schüler Kalle herab. Und dann schließt Kalle noch einmal ganz sachte die Augen und denkt an gestern abend. An Hanna. Als sie beide zusammen-baden waren. Nachher im Sand war's schön. Unter Kalles großem Chinesenhut hatten sie gealbert, Fratzen geschnitten und sich einmal geküßt. Sie hatten ihn über ihre Gesichter gedeckt, Fratzen geschnitten und sich einmal geküßt. Was dann noch kommt, ist weniger wichtig: Kalle Springer, der Junge Kalle Springer, steigt aus dem Bett, öffnet das Fenster, macht zehn Knie- und fünf Rumpfbeugen, wäscht sich kalt ab, zieht sich an, trinkt eine Tasse lauwarmen Ersatzkaffee, ißt zwei Margarine-stullen, holt das Fahrrad aus dem Keller und macht sich auf den Weg nach Magdeburg-Buckau.

Kalle denkt:

Von Magdeburg-Cracau bis Magdeburg-Buckau, Straße der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft 32/87, braucht ein Radfahrer mit Durchschnittstempo 27 Minuten. Kalle ist kein Radfahrer mit Durchschnittstempo — Kalle kennt Durchschnittstempo überhaupt nicht mehr. Um sieben Uhr verläßt er das Haus, um sieben Uhr achtzehn steht er vor Tor 3 des „Schwermaschinenbau Karl Liebknecht, VEB, vormals Buckau-Wolf“. Zwei Minuten braucht er vom Tor bis zur Werkshalle, zwei Minuten, um in den blauen Arbeitsanzug zu steigen; bleiben noch acht Minuten, um die Schneidstähle aus dem Blechschrank zu nehmen, nachzuschleifen, soweit sie es nötig haben, und zwei oder drei in den Schlitzen der Drehbank einzuspanspannen. Wenn um sieben Uhr 30 die Sirene heult, läuft Kalles Bank mit 300 Touren an.

Kalle, der Aktivist Kalle, der Funktionär Kalle, der Patriot Kalle ist auch der Planer und Systematiker Kalle, dessen Lebensrhythmus einem offiziellen und einem selbstgewählten Reglement unterworfen ist. Für die Zeit von sieben Uhr bis sieben Uhr 18, für die Zeit seiner Fahrt zum Werk, hat er sich eine Tagesplanung verordnet. Bis zum rechten Elbufer und zur Brückenauffahrt ist er damit beschäftigt, sein eigenes Soll über das vorgeschriebene Tagesproduktionsoll zu errechnen und zu bestimmen. Dann kommt der kritische Punkt: Das breite Transparent über der Einfahrt zur Elbbrücke. „Die nationalen Streitkräfte schützen unsere Heimat“, steht auf dem Transparent. Das rote Tuch mit den schreienden Lettern hängt dort schon drei Monate — aber Kalle hat sich, was ihn sehr beunruhigt, noch immer nicht daran gewöhnt. Jeden Morgen befällt ihn jetzt an der Elbbrücke diese hartnäckige Unruhe. Den ganzen Weg über die Alte-Elbe, Zoll-Elbe, Strom-Elbe, am linken Ufer entlang, vorbei am Kreissekretariat der Partei und am Elbbahnhof — Bahnhof „vom Streckenabschnitt der ausgezeichneten Qualität“ —, unter der Ebertbrücke hindurch, begleitet sie ihn. Das Tempo seiner Beine beeinflusst sie nicht, wohl aber das Tempo seiner Gedanken, die dann nur noch um einen Punkt kreisen. „Müßte ich nicht“, denkt Kalle, „müßte ich nicht in die Vopo eintreten?“ — „Den Alten hat der Krieg auch geschluckt“, drängt sich dazwischen. — „Die anderen bedrohen den

Fortsetzung Seite 8

Das tote Dorf an der Rhone:

Von einem Zauberer verflucht

Von Zeit zu Zeit werden in der deutschen Öffentlichkeit Stimmen laut, die auf Frankreich hinweisen, das ein in weiten Landstrichen entvölkertes Staat sei und vielen deutschen Flüchtlingsbauern Siedlungsmöglichkeiten bieten könne. Dabei wird immer wieder auf die leerstehenden Rhonedörfer hingewiesen. Unser Reporter bereiste das Rhonetal und stellte fest, daß es sich bei diesen Behauptungen um bedenkliche Übertreibungen handelt. Es gibt in Frankreich Arbeitsmöglichkeiten für deutsche Bauern. Aber eine Massenbesiedlung erscheint undurchführbar.

Legen Sie Ihre Hände in die Erde

Die Staatsstraße Nr. 7 führt von Lyon nach Marseille. Sie geht durch die Provence, aber sie geht an ihr vorbei. Sie meidet die Windungen des Rhonetals. Ich fahre auf dem endlos scheinenden Straßenband dahin, nach Süden, und suche die Dörfer, von denen in der deutschen Öffentlichkeit die Rede ist: die toten Dörfer an der Rhone! Ganze Landstriche, sagt man, sollen in Südfrankreich leer und verlassen daliegen, von ihren Bewohnern geräumt, die das bequemere Stadtleben der entsagungsvollen Arbeit auf dem Lande vorgezogen haben.

Oft halte ich an und frage Hirten, Bauern und Jäger nach den entvölkerten Dörfern mitten im dichtbesiedelten Europa. Die Befragten kratzen sich hinterm Ohr, zucken die Schultern. Manche haben schon einmal etwas davon gehört. Viele aber wissen davon nichts. Ich fahre Kilometer um Kilometer, fahre durch das alte Vienne, durch Dörfer und Marktflecken, vorüber an der Burg von Valence. Die toten Dörfer aber finde ich nicht.

Dann bin ich in Montellimar. Dort liegt der deutsche Soldatenfriedhof als trauriges Mahmal an die harten Kämpfe in diesem Raum im Jahre 1944. Robert M., ein alter französischer Berufssoldat, hat die Pflege des deutschen Friedhofs übernommen. Sorgsam zupft er Unkraut zwischen den Kreuzen heraus und spricht von den deutschen Kameraden, die hier begraben liegen.

Robert deutet auf den ausgedorrten rissigen Boden des Friedhofs. „Das ist hier überall so“, und er zuckt die Schultern. „Kein Wasser. Gehen Sie nach Rochemaure, Monsieur, legen Sie Ihre Hände in die Spalten der Erde. Gehen Sie in die alten verfallenen Gehöfte, dann werden Sie wissen, warum Rochemaure, warum so mancher andere Ort tot ist, als sei er von einem Zauberer verflucht worden! Der Wassermangel ist es, und das ist das große Unglück.“

Breit und mächtig gurgelt die Rhone unter der Hängebrücke, die sich von Montellimar nach Rochemaure hinüberspannt. Der Strom fließt unerhört schnell. Im Tal unten liegt das Dorf Rochemaure, es zieht sich hoch an die von einer Burg gekrönten Bergkuppe hinan, bis auf eine Höhe von 300 Meter. Das Unterdorf bietet das Bild aller provenzalischen Dörfer.

Dort oben war ich noch nie

Ein alter Bauer mit zerklüftem Gesicht zeigt mir den Weg hinauf zum toten Dorf auf der Höhe. „Immer da lang, Monsieur, aber es ist ein beschwerlicher Weg. Ich bin hier im Ort geboren, aber dort oben war ich noch nie...“

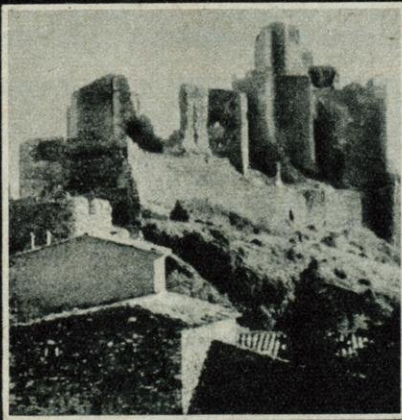
In steinigen Serpentin führt eine schmale Feldstraße hinauf. Noch eine Serpentine, und ich stehe vor einer Feldsteinmauer — der Eingang zum alten Rochemaure. Wenige Schritte, und ich stehe inmitten lauter Bauernhäuser, kleiner Katen und größerer Gehöfte. Das alte Rochemaure sieht aus, als sei es gerade zerbombt worden. Ich stoße die Tür in ein Wohngebäude auf, da fällt die Tür mit lautem Gepolter in den dunkeln Raum. Eine Dampf Wolke steigt auf, es riecht nach Moder. Die hölzernen Fensterläden sind geschlossen, durch die Ritzen flirrt der Sonnenglast. Als sich die Augen an den Halbdämmer gewöhnt haben, erkennt man noch einige plumpe Möbel, Hausrat und Gerümpel, das von den einstigen Besitzern zurückgelassen wurde. Das Anwesen steht vielleicht fünf oder sechs Jahre lang leer. Etwa 60 Anwesen liegen an dem Hang, leer, nutzlos, verlassen!

Gesteinsplitter knirschen unter den Schritten, die in den Gassen hoch hallen. Viele Dörfer liegen so wie Rochemaure im Süden der Rhone verlassen und entvölkert. Und viele deutsche Flüchtlingsbauern meinen, wenn einmal ein Vereinigtes Europa zustande käme, könnten sie sich hier ansiedeln. Leider eine verfehlt Hoffung! Rochemaure wird für immer tot bleiben. Es bietet zwar Wohnraum, aber keine Arbeitsmöglichkeiten. Die fruchtbaren Felder der Ebene gehören den Bauern, die unten leben. Auf der Höhe liegt nur trockenes Umland, das höchstens Schafe und Ziegen ernähren kann. Eine künstliche Bewässerung erscheint kaum durchführbar.



Aufwärts findet in Frankreich ein TOTES DORF

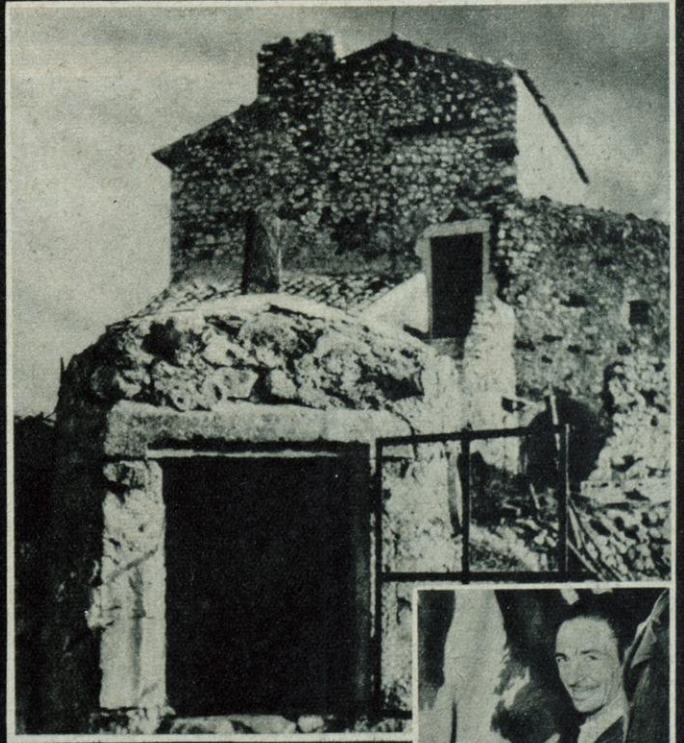
Nur 4 Kilometer von hier finden Sie ein totes Dorf“, sagt Monsieur M. zu unserem Reporter. „Gehen Sie nach Rochemaure!“ Monsieur M., ein ehemaliger Berufssoldat, pflegt die Gräber der gefallenen deutschen Soldaten.



Da liegt das tote Dorf. Wie zerbombt sieht es aus. Warum haben die Menschen ihre Häuser verlassen? Lastet ein Fluch darauf? Kein Mensch verläßt freiwillig und ohne jeden Grund seine Heimat.



Zu verkaufen! Das unser Berichterstatter an den Häusern, je weiter er nach Süden kam. Ein vorbeireisender Zirkus hatte Plakate an die Wände geklebt. Doch wer liest sie? Die Häuser stehen leer... Kein Mensch begegnete unserem Reporter, der auf der Suche nach dem geheimnisvollen Dorf Rochemaure war. Es war ein unheimlicher Weg durch die Einsamkeit...



Das Geheimnis löst sich. Das Dorf hat nur einen Brunnen, vierzig Meter tief, und kaum Wasser. Alles vertrocknet hier, nichts wächst mehr. Das berichtet der einzige Bewohner des Dorfes Rochemaure — ein Deutscher.

Mit Harpune und Dynamit

Roman eines Ausreißers
von Werner Helwig

Nach einer Fangreise mit Barbajanni erwacht Clemens morgens im Boot, ein irrsinnig gewordener Raubfischer, dem eine Dynamitladung das halbe Gesicht weggerissen hat, ernüchert ihn so weit, daß er Barbajanni nach Saloniki folgt. Hier treffen sie Stephanos wieder, der zur Abwechslung Tabakmakler geworden ist. Clemens soll als Dolmetscher bei ihm arbeiten, aber Stephanos hat kein Betriebskapital. Also wird Clemens Nachtwächter in einem Neubau. Mit seinem Lohn spekuliert Stephanos — und sogar mit einigem Erfolg.

11 Stephanos lud die Verantwortung für dieses Glück auf meine Hand. Eine glückliche Hand haben ist sehr geschätzt bei handelnden Griechen und wird höher bewertet als gute Zeugnisse.

Nur mir selber schien die glückliche Hand nicht gut zu bekommen. Ich fühlte eine Art Magenweh im Herzen, und je mehr, um so großartiger das Geschäft.

Stephanos, sonst so scharfäugig, merkte mir nichts an, und eines Abends, als er uns im Zenit unserer Erfolge wühlte, änderte sich bei mir plötzlich etwas. Mir wurde klar: das war nicht jenes Leben, um dessentwillen ich zu Hause durchgebrannt war.

Was ich in der Folge tat, geschah wie von selbst.

Ich zählte die letzten mir verbliebenen Drachmen zusammen und verließ unauffällig und ohne den Argwohn meines Geschäftsgenossen zu wecken unser komisches Haus. Tränenlos ließ ich im Stich, was mich ein paar Monate lang beschäftigt hatte, und ging zum Hafen.

Es mochte gegen neun Uhr sein. Ich erinnerte mich, daß es schneidend kalt war. Ein Februarwetter herrschte, wie man es in Österreich nicht besser haben kann. Jetzt erst wurde mir bewußt, daß ich meinen Mantel, den schönen dicken Mantel, den Stephanos mir gekauft hatte, vermißte. Ich gab ihn dran. Versteht, Leute, umkehren war in jedem Sinne unmöglich.

In einem Ausrüstungsgeschäft, das noch offen hatte, kaufte ich einige Dinge ein, die meinem Vorhaben dienlich sein konnten. So weit war ich also mit mir im reinen: ich kannte mein Vorhaben, ohne doch eine genaue Vorstellung davon zu haben. Was ich erwarb, war ein kleiner Sack, den man schultern konnte, fünf Oka weiße Bohnen, eine Flasche Olivenöl, Salz ein Kochtopf, Streichhölzer und eine kleine Axt. So ausgerüstet, begab ich mich zur Schiffsagentur und löste eine Karte für den Nachtdampfer nach Volos. Ich verbrachte eine unbesorgte Stunde im zügigen Warteraum der Dampfergesellschaft. Durch die regen-gestriemten Scheiben blickend, erkannte ich die Gestalten einiger unserer Geschäftsfreunde, die über den Kai bummelten, um sich die Schänkenluft von den Gesichtern spülen zu lassen oder um in anderen Schänken andere Geschäftsfreunde zu treffen.

Am Morgen des nächsten Tages landete ich in Volos. Unverzüglich schritt ich durch die belebten Straßen, meinen Sack geschultert. Folgte einfach, ohne besonders entschlossen zu sein, jenem inneren Zug. Bald lag das letzte Vorstadthaus hinter mir. Müde von der Zwischendeckfahrt, durchnäßt von der Nacht, die ich an Bord auf und ab gehend verbracht hatte, fingen meine Eingeweide an, vor Hunger sich selbst zu verdauen.

Trotzdem nahm ich die Besteigung der Pelionhänge so rüstig in Angriff, als ob weder ein scharfer Eiswind wehte noch mein geschwächter Atem dick wie Nebel aus und ein fuhr. Das fremde Antreibende in mir gab nicht eher Ruhe, bis mich völlige Einsamkeit umfing und keine andere Spur hinter mir im Schnee blieb als die eigene.

Die laublosen Zweige der Bäume waren von Wind durchsaust. Jetzt fühlte ich, daß meine Knie schlotterten, daß meine Ohren abstarben. Die Augen lagen

so tief in ihren Höhlen, daß ich sie mit der flachen Hand nicht mehr spürte. Ich war fürchterlich erschöpft und lehnte mich an eine Buche. Mit meinem Stillstehen schien auch der Strom plötzlich innezuhalten, der mich sausend und brausend bis hierher geführt. Ich schmeckte die Einsamkeit. Ich fühlte sie an meinem verborgenen Herzen. Sie war wie der Hauch, wie der Duft ferngelagerter Eismassen.

Aber dieses neue Antreibende in mir begann sich zu regen. Und ich erkannte, daß in mir Dinge lebten, so alt wie die Zeiten. Mit großer Sicherheit bestimmte ich mein Tun. Aste hackte ich ab. Sammelte Farnwedel, die braun und welk im Schnee staken, bereitete ein Lager, indem ich den Wind und seine Herkunft mit witterndem Gesicht ausmachte.

Die Kälte setzte ihr Wolfsgeiß an. Ich stand wehrlos wie der erste Mensch zwischen den Gewalten und bewegte mich dennoch so selbstverständlich zwischen ihnen, als wäre alles nach meinem Maß gemacht. Als könnte ich hier gar nicht umkommen oder untergehen, es sei denn, die große Rechnung stimme nicht, und für solche Zweifel war keine Zeit.

Ich legte Steine zusammen, schnitzelte Späne, entzündete mit dem letzten Zeitungsblatt meines vergangenen das erste Lagerfeuer meines künftigen Lebens. Der Bohnentopf schmort. Ich lag daneben und schlief wie ein Tier, nicht bewußtlos, sondern mit halbem Auge blinzeln und die Flamme hütend. Und so, in meinem wachen Schlaf fühlte ich Frieden mich durchströmen. Ich wußte, ich sei meinem neuen Dasein gewachsen, ich würde damit fertig werden.

Tage und Nächte trieb ich mich im wildesten Pelion umher. Ich verjagte zwei Wölfe mit bloßem Knüttel von einer Wildsau, die sie gerissen hatten, und fand meinen Speisezettel dadurch überraschend bereichert. Mit dem Eiswind stand ich auf du. Und die nächtlichen Geräusche des Waldes waren mir bald so vertraut wie das Uhricken in der Diele meines Elternhauses.

Als meine Vorräte aufgezehrt waren, schlug ich mich nach Osten durch, um an der Flanke des Meeres die Bucht von Kuluri wiederzufinden. Gegen Abend erkannte ich erneut oberhalb der Hafenerinne das Lagerfeuer der Raubfischer.

Pulver auf dem Bauch

Unerwartet wie das erstmal kam ich bei ihnen an, nur daß tiefster Winter war, was ihr Erstaunen in Hochachtung verwandelte. Sie begrüßten mich wie einen Bruder. Nur der stets störrische Barbajanni, obwohl er seine Freude kaum verbergen konnte, hielt sich abseits. Aber die anderen zogen ihn in den Kreis und überredeten ihn, mich nun endlich in Gnaden aufzunehmen. Und es war deutlich zu sehen, daß mein alter Freund und Beschützer im Grunde stolz auf mich war. Er machte eins zur Bedingung seines Einverständnisses: daß ich unter keinen Umständen etwas mit der Dynamitfischerei zu tun haben sollte. „Aber was soll er denn tun?“ fragte der Dilemmachus, „jetzt, da er endgültig bei uns bleiben wird.“

„Er kann doch nicht Tag und Nacht auf der faulen Haut liegen“, meinte der schieläugige Elefthier.

„Der Mensch muß arbeiten, sonst schmeckt ihm das Essen nicht“, bestimmte Kapitän Stassi.

„Arbeiten“, höhnte Barbajanni mit zornfunkelnden Augen, „soll er etwa Dynamit schmeißen in euren Booten?“

„Er kann ja die Ruder führen, während wir mit dem Dynamit umgehen“, schlug der Ganotis vor.

„Der bleibt nicht lange bei den Rudern“, verdroß sich der Barbajanni, „so, wie ich den kenne, ist der bald der erste im Werfen. Das Fieber der Jagd wird ihn schütteln. In dem steckt mehr Kühnheit als in euch allen zusammen. Er wird dem Dynamit verfallen wie der Spieler seinen Karten.“

„Barut sta jas“, schrie ich, „Pulver auf den Bauch. Du weißt genau, daß das nicht wahr ist. Du übertreibst, um mich zurückzudrängen. Du willst meine Seele retten, die gar nicht in Gefahr ist. Laß mir nun endlich die Freiheit!“

Die anderen, hingerissen davon, daß ich bereits ihre Sprache redete, ihre Ausdrücke gebrauchte und ihren vergnügten Lärm zu übertönen vermochte mit meiner jungen Stimme, nahmen meine Partei. Jedoch mein treuer Freund blieb starr, obgleich sie ihm vorhielten, was ich geleistet haben müßte, um von der Stadt Volos aus Tag und Nacht den verschneiten Pelion zu durchmessen und es fertiggebracht hätte, in weg- und stegloser Wildnis nach Kuluri zu gelangen.

Sie schrien: „Wer macht ihm das nach? Volos liegt auf der Westseite des Pelion. Und er kommt einfach so hierher gelaufen. Gib ihm, was er verdient.“

„Was hat er denn verdient?“ fragte der Barbajanni, verächtlich mit der Schulter zuckend.

„Die Freiheit“, schrien sie im Chor.

„Welche Freiheit?“ fragte mein Beschützer zurück, die Fäuste in die Seite stemmend.

„Die Freiheit, bei uns zu tun und zu lassen, was er Lust hat.“

„Gut“, sagte Barbajanni, „ich gebe ihm eine Freiheit, aber eine begrenzte. Er soll etwas Nützliches tun. Er hat in Zagora gelernt, wie man eine Kaffeeschänke führt. Ich werde ihm in unserem Bau droben eine solche einrichten. Er soll unser Wirt sein. Und er soll unseren Besitz verwalten. Wir geben ihm unsere Fische, und er geht sie verkaufen, in Volos, in Makrinitza, in Portarja, wo immer er will. Er gibt uns

den Erlös, und wir kaufen bei ihm das Essen, wir trinken in seiner Wirtschaft unseren Kaffee und unseren Wein.“

Sie hießen den Plan gut, und auch mir wollte er gefallen, wenngleich ich etwas anderes erstrebte. Aber ich spürte, daß ich mir das Wohlwollen Barbajannis verscherzte, wenn ich auf meinem Trotz beharrte. Der Bau, das war jenes zerfallene Anwesen, das oberhalb der Hafenerinne von Kuluri am Fels klebte und bisher als Geräteschuppen und Beobachtungsstand gedient hatte. Auch schliefen sie zuweilen darin, wenn sie zwischen den Fahrten eine Pause machten und nicht gerade Lust hatten, zu ihrem Dorf hinaufzuklimmen.

Noch eine Frage war zu klären. „Wie nennen wir ihn?“ fragten die Brüder Tragudisti. Sie und der blinde Panagos waren die einzigen, die ich bei meinem ersten „Spaziergang“ nach Kuluri noch nicht kennengelernt hatte. Tragudistos wollte in ihrer Sprache besagen: der Sänger düsterer Lieder. Und Panagos: der Allheiliger. Er hatte das Augenlicht bei der Dynamitfischerei eingebüßt, war ein kluger und wunderlicher Mann. Er arbeitete als Rudergast in den Booten der anderen und galt als Meister der Ruderrführung. Er war noch so in der Welt des Sehens befangen, daß er sich selbst die Blindheit nicht glaubte. Ich sah ihn am nächsten Tag sein Boot ansteuern. Von Zeit zu Zeit trat er drei Schritte zurück, um die Schönheit der vollbrachten Malerei zu prüfen. Versteht ihr — er sah es innerlich. Was er tatsächlich vollbrachte, war eine wüste Schmiererei, und die anderen verspotteten ihn gutmütig. Doch das nebenbei. Mein Name stand also in Frage. Mein Übername, Fortsetzung Seite 8

11 Hier Auskunft

Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet. Auf Wunsch sehen wir von voller Namensnennung ab. Porto für Briefantworten beilegen.

Ich schminke mich

Liebe Redaktion! Mein Freund, mit dem ich jetzt schon fast zwei Jahre gehe, will nicht, daß ich mich schminke. Seit einiger Zeit haben wir dauernd Krach deswegen. Sein Hauptargument: ein Mädchen aus der Gewerkschaftsjugend schminkt sich nicht. Ich meine, das ist Unsinn. Was meinst Du? Doris Niklas, Ffm.-Niederrad

Liebe Doris! Das Schminken hat mit der Gewerkschaftsjugend natürlich gar nichts zu tun. Ob man sich schminkt oder nicht, das ist lediglich eine Frage des Geschmacks. Der einen steht es, es macht sie nett („Wie reizend“, sagen die Leute) und frisch. Der anderen steht es überhaupt nicht. Das gleiche gilt für die Frage, wie man sich schminken soll: es ist eine Frage des Geschmacks und eine große Kunst. Wer sie beherrscht, dem wird sie bestimmt zum Vorteil gereichen. Um auf Einwendungen Deines Freundes zurückzukommen: beherrscht Du diese Kunst auch? Überlege es gut.

Meine Eltern sind entsetzt

Ich bin seit Ostern in der Gewerkschaft Bau. Ich will Architekt werden und mache mein Prakti-

kum. Ich weiß, daß mein Weg anders verlaufen wird als der meiner jetzigen Kollegen, aber solange wir gemeinsam an der Mischmaschine stehen, gehören wir zusammen. Meine Eltern sind entsetzt. Mein Vater ist höherer Beamter und sagt, ich hätte mich seinen Anschauungen anzupassen. Ich will aber mein eigenes Leben leben. Habe ich recht? Wolfgang F., München

Damit, daß Du Dich organisiert hast, bestimmt. Ob Du als Architekt nicht auch noch in der Gewerkschaft sein kannst? Aber das sollst Du zu gegebener Zeit selbst entscheiden. Und Dein eigenes Leben sollst Du auch leben. Wie viele verkümmern und werden niemals vollwertige Menschen, nur weil sie immer glauben, sich anpassen zu müssen. Es gibt für das eigene Leben nur eine Grenze, die der Achtung der Lebensrechte der Mitmenschen.

Kein Motorrad

Ich bin Metalller, 18 Jahre alt, und verdiene ein schönes Stück Geld. Jetzt möchte ich mir ein Motorrad kaufen auf Teilzahlung. Das ist ja

heute gar nicht mehr so teuer, denn die Raten sind bequem. Jetzt sagt mein Vater einfach: Kommt nicht in Frage! Fahre weiter Fahrrad. Wir haben das Geld zu anderen Sachen nötig. Aber das Geld, wovon ich das Motorrad kaufen will, ist doch mein Geld. Oder nicht? Ich muß es doch schwer genug verdienen. Erich S., Bochum-Langendreer

Leider bist Du nicht im Recht. Lt. Gesetz hat Dein Vater die elterliche Gewalt und damit auch das Recht, Deine Einkünfte, Vermögen, Ersparnisse usw. zu verwalten. Dein Vater kann also bestimmen, was mit Deinem Geld gemacht wird. Damit liegt also auch die Entscheidung Motorrad oder kein Motorrad ausschließlich bei Deinem Vater. Zwar hast Du Anspruch auf ein Taschengeld, das in einem bestimmten Verhältnis zu Deinem Lohn steht. Für den Kauf eines Motorrades wird das wohl nicht ausreichen. Außerdem kannst Du noch keinen Kaufvertrag unterschreiben und keine Ratenverpflichtungen eingehen. Also: Mit Deinem Motorrad-Wunsch steht es schlecht. Da ist nichts zu machen.

AUFWÄRTS bringt hier wahrhaft sensationelle Aufnahmen: Das Porträt und die Taille einer Wespe. Dieses war schwieriger zu fotografieren als das Porträt des kamera-scheuen Faruk. Die sprichwörtliche Wespentaille ist ein Wunder: ein ganz dünnes Verbindungsstück zwischen Vorder- und Hinterleib. Fotos: Seeger

Das Porträt einer Wespe

Eine groteske Maske, wie das geschlossene Helmvisier eines Ritters aus dem Mittelalter. Die großen, glänzend-schwarzen Facettenaugen, aus Tausenden von Augenzellen zusammengesetzt, sind länglich oval mit einer merkwürdigen Einbuchtung an der inneren Langseite. Wozu das alles? Zwischen ihnen die breite schwarz-gelbe Stirn mit langen, schöngegliederten Fühlern. Sie scheinen auf einem Kugelgelenk zu sitzen. Am interessantesten sind die Freßwerkzeuge. Eine nach unten spitz Kneifzange öffnet sich. Unser Fotograf behauptet, die Wespe hätte in die Linse der Kamera beißen wollen. Das scheint uns übertrieben!

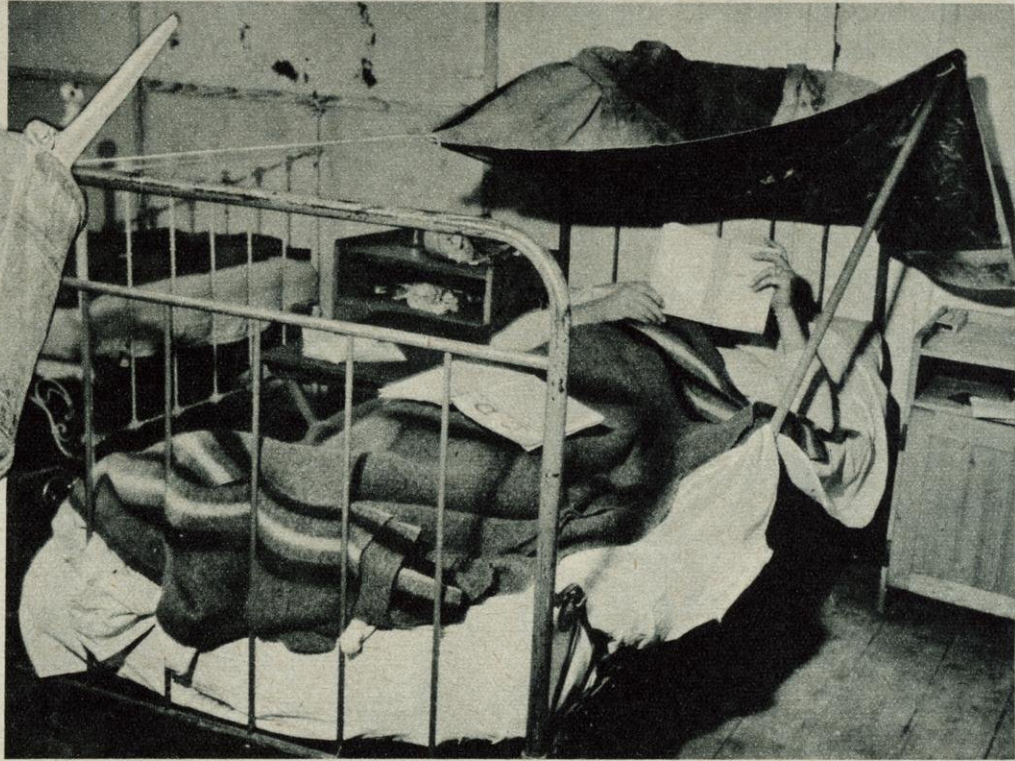


Geheimer Arbeitsdienst?

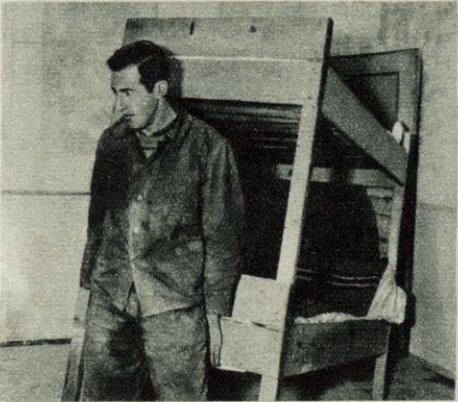
Was geht im Wald von Sigmaringen vor? — Unser Reporter Rominger ging der Sache nach



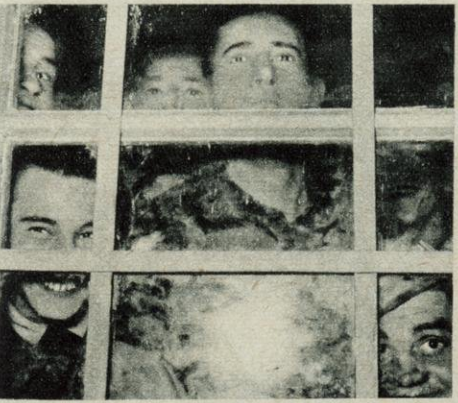
„Es geht wieder los! Ein geheimes Arbeitsdienstlager“, flüsterte ein Bauer bei Sigmaringen dem „Aufwärts“-Reporter Rominger zu. Dabei wies er auf zwei Baracken, Alles wieder möglich, dachte Rominger und pirschte sich heran. An einer Giebelwand hantierte ein Junge mit Farbe und Pinsel und pfiff dabei: „Oooh, du schöner We-e-esterwald ...“



Drei Tage Bau! dachte Rominger, als er diesen „Bettenbau“ sah. Aber der junge Mann, der da so unmillitärlich im Bett liegt, braucht keine Sorge zu haben. Vater Henkel gönnt ihm die verdiente Pause. Denn Vater Henkel ist kein Truppführer. Er betreut in zwei Baracken jugendliche Flüchtlinge aus der Ostzone, junge Menschen zwischen 17 und 25 Jahren. Hier finden sie Arbeit, Unterkunft und Essen, ein bißchen Heimat dazu, das, was sie suchen und so notwendig brauchen. Es ist zwar primitiv ...



Kommißbetten wurden eben in einen Raum getragen. Überall liefen Jungen umher. „Was macht ihr hier?“ wagte Rominger zu fragen. „Henkel“, stellte sich ein Mann vor, der eben noch mitgearbeitet hatte und nicht wie ein „Herr Truppführer“ aussah. „Da will wieder jemand den Arbeitsdienst fotografieren“, lachten die Jungen aus dem Fenster. (Unten)



Mutter Henkel muß für frohe Laune sorgen, denn das Leben ist zunächst sehr schwer. Ihren Lebensunterhalt müssen die Jungen durch Stubbenroden verdienen. Das ist eine schwere Arbeit, aber kein Arbeitsdienst. Es ist nur Selbsthilfe.



Die einzige „Parade“: Die Schuhe auf dem Gang. Über „Arbeitsdienst“ lachen die 35 Jungen. Sie kamen mittellos über die Grenze, hofften auf den goldenen Westen. Außer der Freiheit gab er nichts. Sie halfen sich selbst. Aus eigener Kraft.

AUS UNSEREN GRUPPEN

Laienspiel in Berlin

Aus Berlin erhielten wir einen Bericht von den Laienspielern. Kollege Manfred Kornatz, der bei den drei Laienspielgruppen der Berliner Gewerkschaftsjugend als Betreuer fungiert, schrieb ihn für uns:

„Im Gästebuch der Jugendburg Ludwigstein findet sich als Eintragung eines jungen Menschen ein Gedanke, der uns Laienspielern in der Gewerkschaftsjugend wegweisend sein sollte. »Nicht woher ihr kommt, macht euch fürderhin Ehre, sondern wohin ihr geht«, steht da geschrieben. Laienspiel ist in der Gewerkschaftsjugend etwas Neues. Auch unsere Arbeit in Berlin wurde erst vor einem Jahr aufgenommen. Die deutsche Jugendbewegung hat das Laienspiel geboren und als gemeinschaftsbildende Kraft erkannt. Die Jugendbünde haben es weitergetragen, und eines Tages öffnete ihm auch die Gewerkschaftsjugend die Tür. Unser Bemühen wird es immer sein, »Theatervereinsmeierei« und »echtes Laienspiel« zu trennen. Laienspiel bewährt sich erst da, wo Christen, Juden und Heiden, Liberale, Sozialisten und Konservative, Eingessene und Heimatlose zusammenkommen, um die Bewährungsprobe des Miteinanders abzugeben. Im Jahre 1952 erscheint uns eine solche Möglichkeit schon fast wie eine Utopie. Und doch haben bei uns im Jugendring schon die verschiedensten Gruppen an einer Spielaufgabe gearbeitet und miteinander gespielt. Alles Spielen ist seinem Wesen

nach soziales Tun und Geschehen. Alles Spielen bedarf des Partners, des anderen, um überhaupt zustande zu kommen. Alles Spielen verlangt das Hören auf den anderen und das Hineinnehmen des anderen in die eigene Welt.

Freilich, wir Laienspieler sollten uns nicht so wichtig nehmen. Wir haben einen Weg gefunden, der unserer Neigung entspricht, und wir wünschen gern, daß wir von unserem Streben und unserer Freude auch anderen mitgeben können. Wo in aller Welt hätte je eine Gruppe junger Menschen Genüge daran gefunden, sich nur über Gesetze und Pläne schulen zu lassen. Indem wir Gewerkschaftsjugend sagen, sagen wir auch Spiel, sagen wir auch Lied und Tanz, Sport und Wandern. Möge das zweite Jahr der Arbeit unserer Neigungsgruppen genau so erfolgreich sein wie das Aufbaujahr 1952.“

Wieder ein Jugendheim

Nach fast zweijähriger Vorplanung wurde am Vorabend des 1. Mai der Grundstein zum neuen DGB-Jugendheim in Hildesheim gelegt. Das Haus wird vier Heimiräume, einen Werkraum und Geräteraum und Duschanlagen haben. Es wird auf einem ehemaligen Trümmergrundstück gebaut, wobei die Mitglieder der örtlichen Gruppen die Aufräumungs- und Planierungsarbeiten sowie den Fundamentenaushub selbst übernommen hatten.

Wenn das Heim im September dieses Jahres bezugsfertig sein wird, hoffen die Gruppen der Gewerkschaftsjugend Hildesheim, in ihm eine Stätte der Freude und Entspannung zu finden.

GJ an der Zonengrenze

Unsere Kollegen aus Wetzlar führen zur Maifeier nach Fulda und blieben — da das Wochenende so günstig lag — gleich bis Sonntagabend dort. Am 2. Mai erlebten sie die Verhältnisse an der Zonengrenze. Kollege Porst aus Wetzlar schreibt uns hierzu: „Von Oberrufhausen ging es mit einem Begleitkommando an die Zonengrenze. Wir besuchten die Buchenmühle. Die Zonengrenze geht mitten hindurch: Mühle und Stallungen liegen in der Westzone, Wohnhaus und Brunnen in der Ostzone. Die Volkspolizei hat das Wohnhaus zugemauert und den Brunnen mit Stacheldraht versperrt. So muß das Wasser eineinhalb Kilometer weit geholt werden. Von hier führen wir zu der alten Straße Frankfurt—Leipzig, die heute durch einen Stacheldrahtverhau und einen zehn Meter breiten Grenzgraben unterbrochen wird. Hier sahen wir auch Volkspolizisten in Uniformen nach russischem Schnitt und Muster. Drei Kilometer führen wir an der Zonengrenze entlang. Die Straße ist west-, der Straßengraben ostdeutsches Gebiet. Die Volkspolizisten standen nur wenige Meter von uns entfernt. Es waren alles junge Leute im Alter von 16 bis 19 Jahren.“

Tief bewegt sahen wir auch unsere Brüder und Schwestern jenseits des Eisernen Vorhangs. Sie waren so nah und durften sich doch nicht mit uns unterhalten. Wir sangen ihnen ein schönes Wanderlied als Gruß und fuhren nach Gersfeld und von dort zurück nach Fulda.“



KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★ ★ Die schöne Jüdin Rebecca (Elisabeth Taylor), Tochter des Isaac von York, dankt Ivanhoe (Robert Taylor) die Lebensrettung ihres Vaters. Ihre Liebe endet mit dem Verzicht; denn Ivanhoe ist von Jugend auf seiner Pilegeschwester Rowena (Joan Fontaine) versprochen. Unser Bild zeigt eine Szene aus dem MGM-Film „Ivanhoe — der schwarze Ritter“.

★ Der Anti-Alkoholikerverband von Nordengland hat nunmehr Spielzeugautos den Krieg erklärt. Die Autos tragen um der Echtheit willen Aufschriften von Brauereien. „Schon die Jüngsten“, wütet der Anti-Alkoholikerverband, „werden zum Suii erzogen.“

★ In der St-Johns-Kirche in Harrison, USA, steht eine Music-Box, ein Schallplattenautomat, der nach Einwurf von fünf Cent ein frommes Lied spielt.

★ Die wenigsten Analphabeten gibt es in Finnland. Nur 1 v. H. aller Finnen kann weder lesen noch schreiben. In Portugal sind es dagegen 38 v. H., die nichts als drei Kreuzchen machen können, wenn sie einmal ihren Namen schreiben sollen.

★ Gegen Veit Harlans „Unsterbliche Geliebte“ haben die Vereinigungen holländischer bildender Künstler protestiert. Die Künstler haben Maßnahmen angekündigt, die alle Filme des „Jud-Süb“-Schöpfers in Holland unmöglich machen sollen.

★ Nach langem Zögern hat sich jetzt endlich die Hamburger Staatsanwaltschaft des Falles Dr. Alexander Grüter angenommen, der bei seinen beiden Firmen, „National-Film-Verleih“ und „Filmfinanzierung Hamburg“, insgesamt 24 Millionen DM verbuttert haben soll.

★ Die erste Frau, die in Preußen das Abitur machen durfte, zugleich die erste Deutsche mit Dokortitel, Hildegard Wegscheider, ist in diesen Tagen im Alter von 82 Jahren in Berlin gestorben. Mit ihr ging ein Stück Geschichte der Gleichberechtigung der Frau zu Ende, denn ebenfalls in diesen Tagen wurde das Gesetz über die sogar eheliche Gleichberechtigung der Frau verkündet.

★ Errol Flynn hat angekündigt, daß er einen Farbfilm „Wilhelm Tell“ drehen will, sobald die Aufnahmen seines jetzigen Films „The Master of Don Juan“ abgeschlossen sind.



★ Für eine Sensation in Hollywood sorgte Barbara Stanwyck. Sie gab ihren 42. Geburtstag öffentlich zu und verhehlte auch nicht, daß sie eben an diesem Tag ihr erstes graues Haar gefunden hätte. „Ich werde es nicht ausreißen, sondern mit Stolz tragen“, sagte sie dazu, und so was hat's im Hollywood der nie alt werdenden Großmütter noch nie gegeben.

Leser schreiben an den Aufwärts

Originelle Inge

Deine Reportage über Inge hat mir gut gefallen. Überhaupt könntest Du uns jetzt öfters so ein nettes Mädels vorstellen...

Nachthemden

Seit einiger Zeit bin ich ein begeisterter Leser von Dir, und nicht zuletzt aus diesem Grunde bin ich Gewerkschafter geworden.

Nationalehre



Wenn Ihr in Eurer Nummer 7 mein Euch persönlich bekanntes Peterchen zum Bernhardiner befördert hättet...

Ehre in Blech

Ich möchte zu diesem Artikel Stellung nehmen und im voraus sagen, daß ich nicht Soldat spielen will...

Aber mein Vater ist im letzten Krieg geblieben, und ich habe seine Auszeichnungen, darunter das Eiserne Kreuz...

Ich betone, daß mein Vater nicht freiwillig „Frontschwein“ war, sondern als Familienvater von zwei Kindern eingezogen wurde...



Gemeine Marktfrau

In Nummer 7 auf Seite 2 brachten Sie ein Bild von der Königin Elisabeth, das in seiner Bosheit nichts zu wünschen übrigläßt.

Mädchen machen Wiener Mode

... und Sonderberichterstatter Eric de Witt hat sie in Schloß Hetzendorf dabei belauscht

Am Rande von Wien, inmitten der Parkanlagen von Schloß Schönbrunn, liegt das Wiener Mode-Schloß Hetzendorf. 1946 hat man es als Modeschule eingerichtet...



Ich war Zeuge eines Tausches, erzählt Eric de Witt. Die Schülerin der Modisterei (links) hat ein apartes Hütchen geschaffen...



Man nehme ein Mädchen, Stoff und viele Nadeln, fange an zu stecken. Ein Kleid entsteht! Am lebenden Modell wird das Kleid schöner...



Auf die ganz kleinen Dinge kommt es an. In der Mode spielen sie eine große Rolle. Ob es Knöpfe oder Abnäher sind: Winzigkeiten entscheiden den Schick eines Kleides...



Modellstehen ist nicht beliebt, aber notwendig. Jeder kommt einmal dran. Vor einem grauen Hintergrund steht eine Schülerin in neckischer Kleidung...

Dr. Dehler und der DGB

Zwischen dem Deutschen Gewerkschaftsbund und dem Herrn Bundesjustizminister Dr. Dehler bestehen seit langem Differenzen, die auf Presseveröffentlichungen über verschiedene Reden des Ministers...

„Ich betone nochmals: ich habe niemals die Gewerkschaften oder ihr Verhalten als zucht-hauswürdig und auch nicht als zucht-hausreif bezeichnet.“

Der Bundesvorstand des DGB nimmt von dieser Zeugenaussage des Herrn Bundesjustizministers Kenntnis und unterstellt sie als wahr.

Mein Vetter Kalle

Fortsetzung von Seite 5

Frieden.“ — „Wir wollen nie wieder Soldaten.“ — „Es gibt gerechte und ungerechte Kriege!“

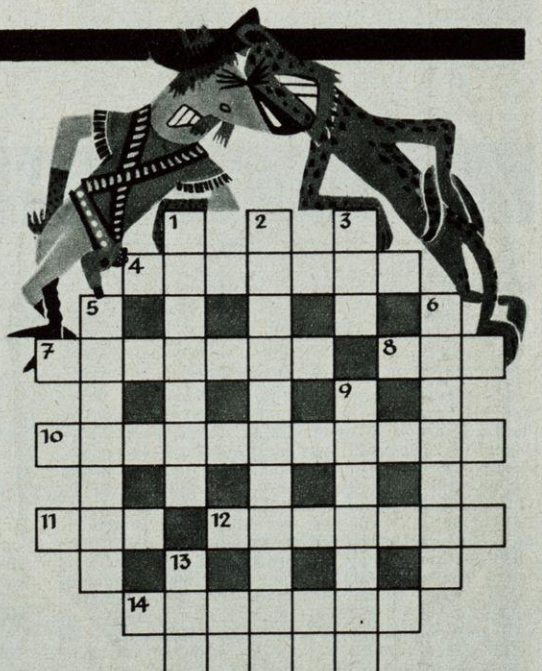
Patrioten schützen die Heimat.“ — „Scheiße, daß ich erst morgen Zigaretten bekomme.“ — „Gegen den Generalkriegsvertrag.“

Kalles Gedanken kreisen. Er sieht sich mit einer Maschinenpistole in Köln neben dem Dom liegen. Am Bahnhof bellt das Maschinengewehr der Imperialisten.

Mit Harpune und Dynamit

Fortsetzung von Seite 6

mein „redender“ Name, der nach griechischem Brauch mein Schicksal ausdrücken sollte. Und sie wurden sich einig, mich nach dem Vorschlag des Barbajanni Xenophon zu nennen.



a) von links nach rechts: 4. Raubtier, 7. Stadt in Sachsen, 8. Rotwild, 10. Tiergattung, 11. Teil des Baumes, 12. amerikanischer Fallensteller, 14. Stadt in Italien.